

**Prof. Dr. Dorothea Wendebourg, Humboldt-Universität zu Berlin**

2. Sonntag nach Weihnachten 2021, 03. Januar 2021, 18 Uhr

Predigt über Matthäus 2, 13-14.16-18

<sup>13</sup>Als sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. <sup>14</sup>Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten.

<sup>16</sup>Als Herodes nun sah, dass er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Knaben in Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er von den Weisen genau erkundet hatte. <sup>17</sup>Da wurde erfüllt, was gesagt ist durch den Propheten Jeremia, der da spricht (Jeremia 31,15): <sup>18</sup>»In Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Weinen und Wehklagen; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.«

(vorher zu singen: EG 34)

„Freude, Freude über Freude, Christus wehret allem Leide. Wonne, Wonne über Wonne, Christus ist die Gnadensonne!“ – liebe Gemeinde, jubelnder, überschwänglicher ist wohl kein anderes der Weihnachtslieder, die wir in unserem Gesangbuch haben (EG 34). Jede der vier Strophen endet mit diesem Refrain. Verbunden mit einem zwölfwachen Halleluja, das jeder Strophe vorausgeht und folgt. Weihnachtssonne, Weihnachtssjubiläum. Die Klarheit des Herrn, die die Hirten umleuchtet. Der Gesang der himmlischen Heerscharen, der sie umschallt. Licht, schmetternder Lobpreis, lauter Hallelujaruf: „Freuet euch, ihr Christen alle!“

Sie werden einwenden, liebe Gemeinde: So war unser Weihnachten nicht. In der Tat, so war Weihnachten 2020 nicht. Straßen und Plätze waren dunkel. Das Geschmettere, das sonst von den Weihnachtsmärkten her unsere Ohren zu besetzen pflegte, blieb aus. Und mögen wir das vielleicht noch als erholsam empfunden haben – wir durften auch selber nicht schmettern. Weihnachtsgottesdienste, in denen uns der Mund verboten war. „Halleluja, Wonne, Wonne über Wonne“ – das konnten und können wir zwar vom Chor gesungen hören, doch selber jubeln dürfen wir nicht.

Nur – könnten wir ohne Weiteres lobsingen, wenn wir es dürften? „Freude, Freude über Freude, Christus wehret allem Leide!“ – würde uns das in dieser Weihnachtszeit jubelnd über die Lippen gehen? Ganz offensichtlich ist es ja nicht so, dass Christus allem Leide wehrt. Wir sind umgeben von Leid. Dem Leid, von dem wir so oft und schon so lange hören, dass wir uns daran gewöhnt haben – dem Leid der Kriegsoffer, der Flüchtlinge, der Menschen in Kerkern und Arbeitslagern. Und jetzt das Leid, das uns so auf die Pelle gerückt ist, dass sich unser gesamtes Leben verändert hat. Die Zehntausende von Infizierten, die die Nachrichten Tag für Tag registrieren, die Hunderte von Toten, meist elend und allein zugrunde gegangen. Da möchte man nicht singen und jubeln, sondern heulen und schreien. Und das passt mit der Weihnachtsgeschichte und ihren freudestrahlenden Liedern nicht zusammen.

Ja, so scheint es. Aber es scheint nur so. Denn zur Weihnachtsgeschichte der Evangelien selbst gehört eine Episode, die voller Grauen, Heulen und Schreien ist: der Text zum Tag der Unschuldigen Kindlein, der in die vergangene Woche fiel.

Wir lesen bei Matthäus im 2. Kapitel:

<sup>13</sup>Als sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. <sup>14</sup>Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten.

<sup>16</sup>Als Herodes nun sah, dass er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Knaben in Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er von den Weisen genau erkundet hatte. <sup>17</sup>Da wurde erfüllt, was gesagt ist durch den Propheten Jeremia, der da spricht (Jeremia 31,15): <sup>18</sup>»In Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Weinen und Wehklagen; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.«

Kinderwimmern, -weinen, -heulen, und dann ein gellender Mutterschrei von Klage und Schmerz. Um dieser Klage, diesem Schmerz Resonanz zu geben, greift der Evangelist Matthäus auf den alttestamentlichen Propheten der Klage und des Leides zurück, den Propheten Jeremia. Jeremia sprach vom Urschmerz der Geschichte Israels, dem Schmerz der Stammutter Rahel, die den Untergang ihrer Nachkommen, des aus ihr geborenen Volkes voraussieht: „Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.“ Nichts Geringeres als diese Urszene Israels scheint geeignet, dem monströsen Ereignis Stimme zu verleihen, das Matthäus in der heutigen Episode der Weihnachtsgeschichte beschreibt: einem Massenmord an kleinen Kindern.

Der Kindermord in der Weihnachtsstadt Bethlehem ist die mit Abstand blutrünstigste Erzählung des Neuen Testaments. Und auch im Alten Testament, das mehr an Mord und Todschatz bietet und im Zweiten Buch Mose schon einmal den Pharao eine ähnliche Kindermetzerei begehen lässt, auch im Alten Testament stehen nicht viele Geschichten, die unserem Text an Grausamkeit gleichkommen. Seit es christliche Kunst gibt, hat es Maler gereizt, die Extremsituation des Kindermordes bildlich einzufangen, und wer eine der barocken Darstellungen betrachtet, der braucht keine Gewaltvideos mehr: Da reißen Soldaten schreienden Müttern ihre Babys aus den Armen, lachenden Gesichtes halten sie die kleinen Wesen an einem Bein in die Luft, um sie mit ihrem Schwert mittendurch in zwei Stücke zu hauen. Andere zielen mit langen Speießen auf die kleinen Leiber oder schleudern die Säuglinge mit Wucht zu Boden. Männer im Bluttausch, ihre Opfer die Schwächsten unter den Menschen, Kinder in den ersten beiden Lebensjahren.

Solche Szenen gibt es, wie wir alle wissen, nicht nur in Literatur und Kunst. Der Bürgerkrieg in Ruanda vor 15 Jahren wütete unter kleinen Kindern mit besonderer Grausamkeit. KZ-Wächter im Dritten Reich machten sich einen Spaß daraus, Säuglinge an die Wand zu klatschen. Und auch aus der Antike sind solche Massaker überliefert. Römische Kaiser wie Nero und Domitian ließen ihre Zeitgenossen ohne Rücksicht auf das Alter mit allen erdenklichen Methoden der Grausamkeit in Massen umbringen; wenn ihnen der Sinn danach stand, legten sie selber Hand an. König Herodes passte gut in diese Gesellschaft hinein. Die Opfer seiner Morde waren nicht zu zählen; ja, er ließ drei seiner eigenen Kinder hinterrücks umbringen, was Kaiser Augustus im fernen Rom zu dem Kommentar veranlasste: Wenn er die Wahl hätte, wäre er lieber Herodes` Schwein als Herodes` Sohn – Schweine wurden im jüdischen Land zwar verachtet, aber man ließ sie leben. Das Mordmotiv des Königs war in den meisten Fällen dasselbe: Angst vor politischer Konkurrenz, Angst um den Thron. Überall witterte Herodes Verrat, fühlte er die eigene Herrschaft bedroht, sah er Thronprätendenten ihre Fäden spinnen. Und als eines Tages eine Gruppe von

Pharisäern das Gerücht ausstreute, der Messias werde bald sein Reich aufrichten, ließ er sie kurzerhand umbringen.

Das Bild, das Matthäus in unserem heutigen Predigttext von König Herodes zeichnet, ist also durchaus realistisch. Verschlagen und hemmungslos grausam, dabei besessen von der Angst um seine Macht – so war dieser Mann, das wusste jeder. Dafür, dass der bethlehemitische Kindermord tatsächlich stattgefunden hat, gibt es allerdings keinen historischen Beleg. Der Evangelist setzte mit seiner Erzählung wohl eher ein Image in Szene, das Image des hemmungslosen Vernichters potentieller Rivalen, und seien es neugeborene Kinder. Damit aber stellt sich die Frage: Warum steht diese Erzählung da, warum lag Matthäus daran, diesen grausamen König mit solch extremem Akt der Brutalität in seinem Evangelium auftreten zu lassen? Ja – warum bereichert er ausgerechnet die Weihnachtsgeschichte um diesen Säuglings-massenmord?

Die Irritationen, die unser Text hervorruft, sind nicht neu. Sie haben bereits die Christen der Alten Kirche bewegt. So sieht sich der Kirchenvater Chrysostomos um das Jahr 400 veranlasst, in einer Predigt auf verstörte Fragen einzugehen, die die Erzählung des Matthäus offenbar in seiner Gemeinde ausgelöst hatte: Ob Gott denn den Lebensweg des Jesuskindes mit einem solchen Kindermord habe verbinden müssen? Ja, die sprachliche Gestalt des Textes zeigt, dass der Evangelist selber schon bemüht war, fatale Assoziationen zu verhindern. Das wird deutlich, wo er feststellt, in Herodes` Kindermord habe sich die Weissagung des Propheten Jeremia über Rahel erfüllt. Sonst pflegt Matthäus zu schreiben, das und das Ereignis sei geschehen, damit die und die Weissagung sich erfüllte. Einen solchen Finalsatz, der aus dem Mord ein Mittel zum theologischen Zweck machen würde, vermeidet Matthäus hier. Es wird nur konstatiert: Als jenes Ereignis geschah, „da wurde“ die alte Weissagung erfüllt.

Man mag es drehen und wenden, wie man will – die Irritationen bleiben: Was hat diese trostlose Geschichte im Evangelium zu suchen? Was soll diese Erzählung, die so grausam den Rahmen der Weihnachtsgeschichte sprengt? Indessen, liebe Gemeinde – vielleicht liegt genau hier die Antwort: Die Geschichte vom Kindermord steht dort, damit wir irritiert werden. Irritiert werden durch den Einbruch des Hässlichen, Brutalen in die schöne Geschichte von der jungfräulichen Mutter und dem träumenden Joseph, von den Weisen und dem Stern. Irritiert durch den Einbruch der Dunkelheit in die Weihnachtserzählung voller Licht. Wenn wir uns der Irritation stellen, dann kehrt sich nämlich die Verstörung um: Dann ist das, was den Rahmen sprengt, gar nicht die Mordgeschichte. Was den Rahmen sprengt, ist vielmehr die schöne und helle, die Maria- und Joseph-, die Hirten- und Weisengeschichte. Tod und Leiden, Gewalt und Weinen, untröstliches Geschrei – das ist der Rahmen, das ist das Gewohnte, das ist gang und gäbe in unserer Welt.

In diese unsere Welt wird das Jesuskind hineingeboren, ohne Rabatt und Ermäßigung. Seine Geburt mag ein leuchtendes Engelheer verkünden – er muss bei Nacht und Nebel versteckt werden. Die Weisen mögen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe bringen – seine Wiege ist eine Futterkrippe. Männer aus fernen Ländern mögen ihm huldigen – zu Hause wird er von einer Todesschwadron gejagt. Von solchem Kontrast zwischen der Geburt Jesu und der Reaktion der Welt sprechen alle Evangelisten, die von der Ankunft des Gottessohns handeln. Johannes, der keine Weihnachtsgeschichte erzählt, drückt den Kontrast in einem zusammenfassenden Bild aus: „Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat`s nicht ergriffen.“ Lukas beschreibt, wie unwillkommen und ärmlich das vom Engel verheißene Kind die Welt betritt, ohne „Raum in der Herberge“. Matthäus kennt diese Geschichte nicht. An die Stelle der Wohnungsnot tritt bei ihm, gesteigert, die Todesnot; an die Stelle von Krippe und Stall tritt der Kindermord.

Die Steigerung ist monströs. Und sie ist von unüberhörbarer Aussagekraft. Drastischer als die anderen Evangelien zeigt Matthäus damit an: Mit Weihnachten beginnt keine göttliche Sonderexistenz, mit Weihnachten beginnt die Teilnahme des Gottessohnes an den Lasten, Schmerzen und Leiden unserer Welt, am Leben im Zeichen von „Menschenleid und -schuld“, wie es in unserem nächsten Lied heißen wird. So lenkt der Kindermord den Blick schon auf das Ende dieses Erdenweges. Bethlehem weist auf Golgatha voraus, der Jammer Rahels auf den Jammer Marias unter dem Kreuz.

Die Rahel-Maria, die unter dem Kreuz steht, war dieselbe, die kurz darauf dem auferstandenen Jesus begegnete. Der Jammer von Golgatha wich der Freude, dass nicht Karfreitag, sondern Ostern, nicht das Dunkel, sondern das Licht das letzte Wort hat. Das ist der Fluchtpunkt, auf den das Evangelium zuläuft. Doch, liebe Gemeinde, reden wir die Dinge nicht schön – in der vorletzten Welt, in der wir leben, ist das Dunkel Realität, hier bestimmen Angst, Leid und Schmerz, Tod und Trauer die Tage unzähliger Menschen. Was nützt es den Opfern, den jungen und den alten, hier und jetzt, dass sich Weihnachten in ihrer Mitte begeben hat? Was nützt es den Leidenden, Trauernden heute, dass Gott selbst ihr Schicksal mit ihnen teilt? Was bringt Gottes Gegenwart, solange die großen Herodesse und wir kleinen Egomane unser Spiel treiben, solange massenhaftes und individuelles Leid an der Tagesordnung ist, kurz, solange wir so offensichtlich Teil sind von „Menschenleid und -schuld“?

Dass Gottes Gegenwart auch in unserer vorletzten Welt nicht ohne lebenswandelnde Auswirkung ist, hat Jesu eigener Erdenweg gezeigt. Wo er Hungernde speiste, Weinende tröstete, Kranke heilte, Schuldgeplagten Gottes Vergebung zusprach, Geächtete an den Tisch holte – da strahlte das himmlische Licht schon in ihr altes irdisches Leben hinein und machte es neu. Und das erfahren auch wir Christen seither: Wo das Evangelium uns ein Leben eröffnet, das sich von Gottes Liebe gehalten weiß und das diese Liebe fruchtbar macht in der Welt um uns her – da leuchtet das Weihnachtslicht immer wieder in und um uns auf.

Freilich – wo Licht aufleuchtet, ist die Dunkelheit noch da. Dort nimmt, was Menschen erleiden und einander antun, noch immer seinen Lauf. Und doch – dass der Gottessohn von Bethlehem sich da hineingegeben hat, zeigt seine verwandelnde Kraft selbst in den tiefsten Tiefen von Menschenleid und -schuld. Wie die Schmerzen des Trauernden nicht verschwinden, aber leichter werden, wenn der Freund ihn in den Arm nimmt und sagt: „Ich weiß, was du fühlst.“ Wie der Druck der Angst nicht weicht, aber seine lähmende Macht verliert, wenn ein verständnisvolles Ohr zuhört und ein liebevoller Mund versichert: „Ich kenne das auch.“ So trägt uns die Gegenwart des Gottes, der am eigenen Leib erfahren hat, was Leiden ist.

Jochen Klepper, der Dichter unseres nächsten Liedes „Die Nacht ist vorgedrungen“ (EG 16), hatte in Berlin ein Kind zu beweinen wie Rahel zu Rama. Der Vorgang ist bekannt: Die braunen Schergen standen schon bereit, die jüdische Tochter zur Ermordung abzuholen. Ihnen zuvorkommend, vergaste er Tochter, Mutter und sich selbst. Er tat es vor dem Bild des gekreuzigten Christus, der seine angenagelten Arme ausbreitete, um die Verzweifelten darin zu bergen. Was an diesem mörderischen Tag geschah, hatte Klepper Jahre zuvor ins gedichtete Bild gefasst – ein Weihnachtsbild:

Noch manche Nacht wird fallen auf Menschenleid und -schuld,  
doch wandert nun mit allen der Stern der Gotteshuld.  
Beglänzt von seinem Lichte hält euch kein Dunkel mehr,  
von Gottes Angesichte kam euch die Rettung her.

Amen.